

worden waren, erhielt sein Chefredakteur Hermann Axen Post vom Dichter Günter Kunert. »Nichts gegen Diskussionen, auch nichts gegen scharf geführte oder grundsätzliche Diskussionen«, hieß es in dem Brief, der in der Zeitung natürlich nicht

gedruckt wurde, »aber zu einer Diskussion gehören immer zwei«. Davon wollte die Führungsriege der SED nichts wissen. Die Geister, die sie auf dem Plenum lautstark gerufen hatte, wurde sie bis zum Zusammenbruch des eigenen Staates nicht mehr los.



Konstantin Ulmer

hat über das deutsch-deutsche literarische Leben promoviert und arbeitet im kulturellen Projektmanagement sowie als freier Journalist. Er lebt in Hamburg.

konstantin.ulmer@gmx.de

Ulrich Baron

Heilige Kriege und pragmatische Allianzen

Die Wandlungen des Nahen Ostens

»Our chief weapon is surprise!«, verkündeten 1970 in einem etwas überkandidelten Sketch von Monty Python drei Vertreter der Spanischen Inquisition. Wie Springteufel und mit dem Ruf »No one expects the Spanish Inquisition« waren die Herren in Kardinalsroben in ein englisches Wohnzimmer des Jahres 1912 hereingeplatzt und nannten als weitere Waffen »Furcht«, »rücksichtslose Effizienz« und »fanatische Hingabe an den Papst«. Die Überraschung ist hier aber nicht nur ihre Hauptwaffe, sondern liefert auch die Pointe. Im Ambiente des frühen 20. Jahrhunderts kam die Spanische Inquisition so überraschend wie zwei Passagierflugzeuge als Waffen eines Heiligen Krieges im New York des Jahres 2001.

Wurde der religiöse Terror im Sketch als Mummenschanz entlarvt, so ist das, was 1970 lächerlich erschien, seit der Jahrtausendwende wieder blutige Realität: Überraschung, Furcht, rücksichtslose Effizienz und fanatische Hingabe sind zu Waffen geworden, die nicht mehr von der Inquisition, sondern von islamistischen Terroristen benutzt werden.

Angesichts der rücksichtslosen Effizienz von Gruppen wie Al Qaida, Boko Haram und dem IS ist es ein Selbstbetrug, wenn Kommentatoren deren Denken als »mittelalterlich« geißeln. Vielmehr ist auch der Westen – und vor allem die USA als dessen stärkste und westlichste Macht – der Ära seiner Heiligen Kriege näher als es auf die Gegenwart fixierte und immer wieder von ihr überraschte Betrachter annehmen.

Gerade hat der 1961 in Paris geborene Mediävist Philippe Buc mit *Heiliger Krieg* einen großen Essay über Gewalt im Namen des Christentums publiziert, dessen englischer Originaltitel seine Thematik präzisiert: *Holy War, Martyrdom, and Terror. Christianity, Violence and the West*. Dass der »Westen« hier zuletzt aufgeführt wird, entspricht der Auffassung einer *longue durée*, in der sich soziale, politische, wirtschaftliche und kulturelle Strukturen ausbilden und in deren langer Dauer christlich-abendländische Traditionen noch jenseits des Atlantiks fortwirken.

Nicht nur die mittelalterliche Bibel-exegese habe spirituell das Ringen um den

rechten Glauben und den Kampf gegen Ungläubige und Häretiker verknüpft. In William Boykin, während der Bush-Administration Generalleutnant der US-Streitkräfte und stellvertretender Unterstaatssekretär des Verteidigungsministeriums für den Geheimdienst, erkennt Buc einen Geistesverwandten des Herzogs von Brabant, der 1197 nach Jerusalem aufbrach, um »sichtbare wie unsichtbare Sarazenen zu besiegen«. Im Rahmen des »Kriegs gegen den Terrorismus« habe Boykin zwischen Januar 2002 und Juni 2003 Vorträge vor diversen protestantischen Kirchengemeinden und Gruppen gehalten: »Er zeigte seiner Zuhörerschaft Dias von Osama bin Laden, Saddam Hussein sowie dem nordkoreanischen Diktator Kim Jong-Il und stellte die rhetorische Frage, ob diese Personen der Feind seien. Die Antwort gab er selbst: Der wahre Feind sei spirituell, »die Macht der Finsternis«, »ein Kerl namens Satan.«

Für Buc ist deshalb auch »die neuere säkulare Gewalt besser zu verstehen, wenn man heuristisch so vorgeht, dass man ihre Ideologie in religiöse Termini zurückübersetzt. Mithin laufen auf die Gegenwart spezialisierte Forscher einerseits Gefahr, frühere Gewaltausübung im Namen Gottes misszuverstehen, während sie andererseits nicht immer sehen, wie frühere Gewaltausprägungen für die Analyse ihrer aktuellen Pendant fruchtbar gemacht werden können«.

Zwar klammert Buc den islamistischen Terror weitgehend aus, doch verweist er im Zusammenhang seiner Kritik an Versuchen, den Fanatismus nach dem Vorbild Voltaires als »einen dunklen und blutigen religiösen Wahnsinn« abzutun, auf eine Untersuchung hin, nach der Dschihadisten »in Kategorien der geistigen Gesundheit überraschend normal« seien.

Wer seinem Gegner die Rationalität abspricht, beraubt sich selbst der Aussicht auf eine rationale Lösung und kann nur

noch auf die »rücksichtlose Effizienz« seiner Mittel setzen – Waterboarding und Drohnenkrieg inklusive. Will man dagegen das scheinbar Irrationale rationalisieren, muss man dessen Geschichte verstehen – und deren Zäsuren. Der Nahostexperte Volker Perthes wählt hier einen Ansatz, der ein knappes Jahrhundert umspannt. Sein Essay *Das Ende des Nahen Ostens, wie wir ihn kennen* ist dem aktuellen Verfall einer Ordnung gewidmet, die in weiten Zügen 1916 durch das Sykes-Picot-Abkommen etabliert wurde. Frankreich und Großbritannien einigten sich darin über die Anteile, die sie bei der Zerschlagung des Osmanischen Reich beanspruchen könnten.

Staaten, die im Rahmen dieses Ordnungskonzepts entstanden, sind (wie der Irak und Syrien) im Zerfall begriffen oder (wie der Libanon, Jordanien, Ägypten) in ihrer Stabilität bedroht. Angesichts der Vielzahl der allein in Syrien verfeindeten Parteien, die sich entlang von Konfessionsgrenzen – taktisch auch über sie hinweg – bekriegen, fühlt man sich an die Zeit der Kreuzzüge erinnert. Der amerikanische Historiker Paul M. Cobb hat sie in *Der Kampf ums Paradies* aus islamischer Sicht beschrieben. Islam und Christentum stehen einander darin keineswegs als monolithische Blöcke gegenüber. Auf höchster politischer Ebene erschien muslimischen Beobachtern des frühen 13. Jahrhunderts vor allem Kaiser Friedrich II. als rätselhafte und faszinierende Gestalt: »Selbst seinen christlichen Glauben betrachteten sie lediglich als Deckmantel für einen evidenten »Materialismus« und sein tatsächliches Desinteresse an Religion.« Doch seine »offensichtlichen Kenntnisse arabischer und muslimischer Rituale – die er während seiner Jugend in Sizilien gesammelt hatte – und sein Gefolge muslimischer Pagen machten ihn praktisch zu einem der ihren«.

Friedrich II. aber sei ein Kaiser gewesen, urteilt Cobb, »und seine muslimischen Beobachter waren nur Gelehrte«. Seine

ostentative Aufgeschlossenheit gegenüber dem Islam stellte »eine simple Sympathiekampagne dar und war somit Teil eines umfassenden Spiels«. Am Beispiel des syrischen Ritters und Gelehrten Usama ibn Munqidh (1095-1188) zeigt Cobb, dass man auch im Syrien der Kreuzzugszeit, »stets bereit sein musste, unangenehme Allianzen zu schließen« – und sei es mit den »fränkischen« Invasoren selbst: »In Usamas zerfallender Welt konnte sich nur halten, wer mächtig oder gerissen genug war. In einem solchen Umfeld stand die Vertreibung der Franken niemals an erster Stelle der Tagesordnung.«

Jenseits der unangenehmen Allianzen des politischen Alltags aber hat das christliche wie das islamische Mittelalter vier antagonistische, aber erstaunlich stabile Hauptlager hervorgebracht: In der christlichen Welt habe dem byzantinischen Kaisertum ein »lateinisches Gegenkaisertum« entgegengestanden, in der islamischen Welt einem (proto-)sunnitischen Kalifat ein schiitisch-ismailitisches Gegenkalifat, schreibt Almut Höfert in ihrer umfangreichen Studie zu *Kaisertum und Kalifat*. Es sei auffällig, akzentuiert die Autorin, »dass alle vier Universalmonarchien – in welcher Form auch immer – eine Lebensdauer von mindestens einem Jahrtausend und damit eine bemerkenswerte Langlebigkeit aufweisen. Das ihnen inhärente symbolische Kapital war offenbar so substanziell, dass es nicht entsorgt, sondern über ein Jahrtausend hinweg den jeweiligen Zeitumständen angepasst wurde.«

Vom Standpunkt einer *longue durée* aus betrachtet, sei es »frappierend, dass sowohl im Christentum als auch im Islam parallel zur Ausbildung der zwei großen Hauptkonfessionen der Exklusivitätsanspruch der Universalmonarchie spätantiker Provenienz ab dem 9. Jahrhundert jeweils mit einem Gegenmodell konfrontiert wurde«.

Auf höchster Ebene, in der Langzeitperspektive durch politischen Pragmatis-

mus gemildert, funktioniert offenbar besser, was kleine und radikale Glaubensgemeinden oft nur für eine kurze (Kampf-)Zeit verbindet. Gegenmodelle, Un- und Andersgläubige und deren entschiedene Zurückweisung und Verurteilung tragen zur Stabilisierung des eigenen Lagers bei. In extremen Einzelfällen jedoch führt dies zur Radikalisierung und zum apokalyptischen Abgrenzungs-Exzess.

Der weite Bogen den Philippe Bucs Essay spannt, umfasst auch den Terror der »Rote Armee Fraktion«, die mit einer Eskalation ihres bewaffneten Kampfes die Bundesrepublik als das entlarven wollte, als was sie sie durchschaut zu haben meinte – als faschistisches System im demokratischen Schafspelz: »Weil die Terroristen und der Staat sich in ihren Wertvorstellungen so nahe waren, gewann der Kampf zwischen ihnen eine Intensität und Härte, die einem weniger kulturimmanenten Konflikt vielleicht gefehlt hätte.« Man muss den Gegner verteufeln, um den eigenen Hass auf ihn zu legitimieren.

Perthes wiederum spricht im Hinblick auf das Ende des alten Nahen Ostens und auf die »sunnitisch-schiitische Polarisierung« von einer »Essenzialisierung konfessioneller Unterschiede«. Solche Essenzialisierung, solche Radikalisierung ist oft die Ultima Ratio, wenn man seinen Anhängern nichts außer dem Glauben an den Sieg zu bieten hat. Im Fokus steht hier natürlich der sogenannte »Islamische Staat« (IS), dessen Terrorregime »nur die Aufteilung in wahre Gläubige, die auch Anhänger des Kalifats und des islamischen Staates sind, und verschiedene Kategorien von Feinden oder Unwissenden« kennen wolle.

Insgesamt aber geht es Perthes gerade darum, solch islamistischer Essenzialisierung nicht mit gleichen Mitteln zu begegnen. Zumindest »Formen taktischer Zusammenarbeit« seien »zwischen nahezu allen Akteuren denkbar«. Als gewagtes

Der Kampf gegen die Geschichte

Beispiel nennt Perthes dazu die israelische Unterstützung dschihadistischer Kräfte gegen die vom Iran unterstützte Hisbollah – »sie sind verrückter, aber schlechter organisiert und bewaffnet«, sagte mir dazu ein israelischer Politiker im Gespräch«. Ob deren Verrücktheit sich auf Dauer instrumentalisieren lässt, bleibt zweifelhaft. Gerade der barbarische Furor, mit dem der IS gegen antike Monumente vorgeht, zeigt, dass er auch gegen die Geschichte selbst ankämpft, die Jahrtausende lang ohne monotheistische Fanatiker ausgekommen ist.

Während einige Staaten des Nahen Ostens von »migrierenden Bürgerkriegen« zermahlen werden, verweist Perthes auf die relative Stabilität von Ländern wie Ägypten und Tunesien: »Die Tunesier wissen, etwas vereinfacht gesagt, seit Hannibal, wer sie sind, die Ägypter seit den Pharaonen.« Geschichte umfasst nicht nur

nationale und konfessionelle Konflikte, sondern auch die Überwindung oder zumindest Abmilderung von Glaubensgegensätzen im Rahmen eines Nationalbewusstseins. Für den, der glaubt, die konfessionell und national geprägte Geschichte des letzten Millenniums sei am Ende, hält das neue noch viele Überraschungen bereit.

Philippe Buc: Heiliger Krieg. Gewalt im Namen des Christentums. Philipp von Zabern, Darmstadt 2015, 432 S., 39,95 €.

Paul M. Cobb: Der Kampf ums Paradies. Eine islamische Geschichte der Kreuzzüge. Philipp von Zabern, Darmstadt 2014, 432 S., 29,95 €.

Almut Höfert: Kaisertum und Kalifat: Der imperiale Monotheismus im Früh- und Hochmittelalter. Campus, Frankfurt/M. 2015, 645 S., 59,- €.

Volker Perthes: Das Ende des Nahen Ostens, wie wir ihn kennen. Edition Suhrkamp, Berlin 2015, 144 S., 14,- €.



Ulrich Baron

ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

ulrich.baron@t-online.de

Nancy Reagin

Die Vergangenheit ist eine weit, weit entfernte Galaxie

Die historisch-politische Konstruktion der *Star Wars*-Reihe

Es ist immer schwierig, neue komplexe Welten aus dem Nichts zu erdenken, ganz zu schweigen von kompletten Galaxien, auch wenn diese weit entfernt sein mögen. Erfolgreiche Visionäre wie George Lucas schaffen es aber dennoch. Genauso wichtig, wie ausgereifte Figuren mit einer Hintergrundgeschichte und Handlungsmotiven auszustatten, müssen auch fiktive Universen sauber ausgearbeitet werden. Es fällt leichter, uns auf eine imaginierte Welt einzulassen, wenn ihre soziale Struktur und

andere Details in sich stimmig sind. Dann erst können wir die fremdartige Landschaft, die Wirtschaftsform, das Militär und die speziellen Gepflogenheiten ernst nehmen und uns in diese konstruierte Welt fallen lassen.

Vieles in der Galaxie aus *Star Wars* sind reine Ausgeburten der Fantasie, aber gleichzeitig hat man sich während der Erschaffung dieser neuen Welt aber immer wieder in der Menschheitsgeschichte bedient. Autoren und Filmemacher nutzen